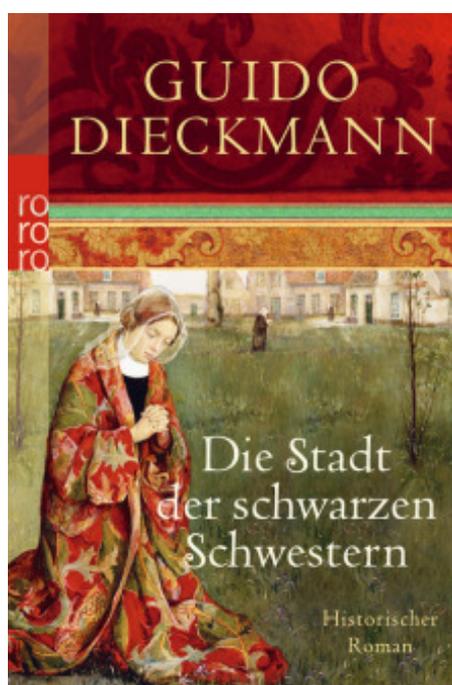


Leseprobe aus:

**Guido Dieckmann**

# **Die Stadt der schwarzen Schwestern**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Kapitel 1

*Oudenaarde in Flandern, Juli 1582*

Dicht gedrängt standen die Menschen vor ihrem Rathaus und sahen zu, wie eine Gruppe Gefangener durch die engen Gassen auf den Grote Markt getrieben wurde. Einigen der Männer und Frauen hatte man die Hände gefesselt, unsicher stapften sie durch den Matsch und rutschten auf den glatten Pflastersteinen aus. In ihrem Rücken blitzte der Stahl spanischer Lanzen auf, mit denen die Kriegsknechte die Schritte der Gefangenen lenkten.

Die ganze Stadt trug Ketten. Alle Tore waren besetzt, über die Mauern liefen fremde Soldaten. Über Nacht waren die Bürger der alten flämischen Tuchweberstadt Oudenaarde zu Gefangenen geworden, die voller Angst einem ungewissen Schicksal entgegensahen. Einige von ihnen trugen Bündel mit Habseligkeiten bei sich, weil sie fürchteten, aus der Stadt vertrieben zu werden, aber die meisten hatten aus Resignation oder Angst ihren Besitz zurückgelassen. Während sich der Gefangenenzug auf das Rathaus zu bewegte, wurde es immer finsterer. Es schüttete bereits seit dem Morgengrauen, der Himmel war bedeckt. Das Laub der Bäume, die vor den Arkaden der hohen Bürgerhäuser standen, rauschte, ansonsten war nicht viel zu hören. Dort, wo normalerweise das Leben pulsierte, wo die Leute Handel trieben oder in ihren Werkstätten beschäftigt waren, war an diesem Tag alles verwaist. Man hatte den Eindruck, als lauere ein Raubtier, das nur darauf wartete, sich auf

alles zu stürzen, was sich an jenem trübseligen Vormittag in Oudenaarde regte.

Die Stadt schien den Atem anzuhalten.

Stunden vergingen. Als die Rathaustür endlich aufging, trat eine Handvoll Spanier, die meisten von ihnen im Harnisch, ins Freie. Kurz darauf wurde ein Mann grob über die Schwelle gestoßen. Es handelte sich um Vitus Osterlamm, den abgesetzten Bürgermeister. Während man ihn für gewöhnlich im reichverzierten Brokatmantel durch die Stadt stolzieren sah, trug er jetzt einen einfachen Schnürkittel aus grobem Leinen. Die goldene Amtskette mit dem Siegel der Stadt schleifte hinter ihm her; offensichtlich hatte der Statthalter ihm nicht erlaubt, sie noch einmal anzulegen. Auch eine Kopfbedeckung war ihm verboten worden. Wind und Regen fuhren durch sein schütteres, ergrautes Haar, wirbelten es auf wie das Gefieder einer Krähe. In dem Blick, mit dem er die Menge nach Verbündeten absuchte, lag jedoch noch immer ein Ausdruck von Stolz. Er schien nicht wahrhaben zu wollen, dass sein Amt unwiederbringlich verloren war. Nicht einmal, als er von bewaffneten Söldnern auf ein überdachtes Podest gezerrt wurde, ließ er davon ab, den Statthalter und den König mit Schimpfworten zu belegen. Die Bürger hielten erschrocken den Atem an. Wie konnte er es wagen, in seiner Lage so unvorsichtig zu sein? Hatte er völlig den Verstand verloren? Die Männer im Gefolge des Statthalters lachten über den Tobenden, sie hielten ihn für einen Hanswurst, einen Possenreißer. Erst als der Bürgermeister anfang, wild um sich zu schlagen, zog einer der Waffenknechte seine Peitsche durch Osterlamms Gesicht. Osterlamm schrie auf, Blut spritzte ihm über die Wangen. Dann verstummte er abrupt.

Herzog Alessandro Farnese, der Statthalter des Königs, strahlte neben dem Bürgermeister Ehrfurcht aus. Farnese ging auf die vierzig zu, hatte sich aber Haltung und Auftreten eines

jungen Mannes bewahrt. Er war hochgewachsen und stark, weder sein Haupt- noch sein Barthaar wiesen auch nur im Ansatz graue Stellen auf. In seinen schwarzen Augen lag ein Ausdruck von Schläue, der verkniffene Zug um den Mund verlieh ihm etwas Männliches, Entschlossenes. Mit strenger Miene blickte er von dem Podest auf die verängstigten Männer, Frauen und Kinder hinab, die zu seinen Füßen kauerten und darauf warteten, dass er das Wort an sie richtete. Farnese stand im Ruf, ein harter, unerbittlicher Soldat zu sein, Besiegten aber Achtung zu erweisen, wenn er sie der Milde für würdig hielt. Sein Verhältnis zu König Philipp II. von Spanien, seinem Onkel, war bis zu Beginn seines Feldzugs unterkühlt gewesen, doch Farnese war klug genug einzusehen, dass er Spanien brauchte, um seinen Widersacher zu besiegen. Prinz Wilhelm von Oranien hatte sich ein Jahr zuvor zum Statthalter der nördlichen Provinzen der Niederlande erhoben. Da Philipp II. Wert darauf legte, dass Farnese alle Städte unterwarf, die es wagten, dem Habsburger den Gehorsam zu verweigern, war davon auszugehen, dass er Oudenaarde nicht ungeschoren davonkommen lassen würde.

Nachdem Farnese die Leute auf dem Platz eine Weile beobachtet hatte, hob er die Hand. Ein blonder Mann, der für ihn übersetzen sollte, trat zu ihm, aber Farnese schickte ihn mit einer Kopfbewegung fort. Er konnte genug Flämisch, um direkt zu den Bürgern der besiegten Stadt zu sprechen.

«Ihr Leute von Oudenaarde, hört mir zu», erschallte kurz darauf seine Stimme. «Die Stadt ist wieder in der Hand eures rechtmäßigen Königs. Den Schöffenrat, der euch zum Ungehorsam gegen die Krone verführte, erkläre ich für abgesetzt. Vom heutigen Tag an werden keine Ketzergottesdienste mehr innerhalb der Stadtgrenzen geduldet. Die Kirchen werden wieder für die heilige Messe nach römischem Ritus geweiht. Orden, die vor den Gräueln der ketzerischen Geusen geflohen sind, erhalten

Gebäude und Privilegien zurück. Eure Zünfte, Bruderschaften und Gilden werden als Buße mit ihrem Vermögen dafür bürgen. Andernfalls sollen sie laut königlichem Erlass aufgelöst und ihre Angehörigen mit dem Tode bestraft werden.»

Einige Männer, die den vornehmeren Familien der Stadt angehörten, fingen an zu murren. Ein scharfer Blick aus Farneses dunklen Augen ließ sie verstummen. Farnese atmete tief durch, dann fuhr er fort zu sprechen. Seine Miene blieb dabei gleichmütig, während sein Ton an Schärfe zunahm.

«Offensichtlich waren die Verfahren der heiligen Inquisition und die Strafgerichte meines Vorgängers Herzog von Alba nicht das Richtige, um euch Niederländern, Gehorsam beizubringen. Aber glaubt mir, ihr werdet wieder lernen, treue Untertanen König Philipps zu sein! Ich habe Mittel und Wege, euch zu zeigen, wem Achtung gebührt und wem sie versagt bleiben muss.» Ein kaltes Lächeln trat auf sein Gesicht. «Diese Medizin schmeckt bitter, aber sie wirkt.»

Ein irres Gelächter unterbrach ihn. Es kam von Osterlamm, der sich die Amtskette über die Handgelenke gelegt hatte und damit rasselte. «Verflucht sei jeder, der sich der spanischen Gewalt beugt», brüllte er mit zornrotem Gesicht. «Soll doch der König von Spanien über sein eigenes Land herrschen, uns hat er nichts mehr zu sagen. Und der Teufel in Rom auch nicht. Wir werden der Union von Utrecht treu bleiben, bis uns Prinz Wilhelm von Oranien zu Hilfe kommt. Er wird dich und deine Truppen in die Nordsee treiben, wo ihr hingehört.»

Osterlamm hatte schnell gesprochen, doch Farnese hatte ihn sehr wohl verstanden. Eine Zornfalte erschien auf seiner Stirn. Rasch flüsterte er seinem Schreiber, einem hageren Burschen, der eine wurmstichige Aktentruhe unter dem Arm trug, etwas ins Ohr, woraufhin der Mann ein Papier ausrollte und mit lauter Stimme Namen aufzurufen begann: «Lodewijk He-

linck, Antoon de Moor, Karel Verleyen», hallte es weit über den Platz.

Die Genannten, vornehmlich Ratsherren und einflussreiche Kaufleute, erleichteten. Unruhe ergriff die Menge. Köpfe wurden geschüttelt, Verwünschungen ausgestoßen. Nur zögerlich setzten sich die Männer in Bewegung, um vor den Statthalter zu treten. In der Nähe des Podests wurden ihnen Fesseln angelegt. Die Männer blickten sich entsetzt um, leisteten aber keinen Widerstand. Ihre Gefangennahme konnte nichts Gutes bedeuten. Ein Blick auf den Bürgermeister, der nun ebenfalls in Ketten gelegt wurde, genügte.

«Ludovicus van Keil, Clement Dekens, Jan Cabooter», fuhr der Ausrufer fort.

Einige Bürger, die befürchteten, ebenfalls auf der Liste zu stehen, versuchten, sich heimlich davonzustehlen, doch eine Flucht war aussichtslos. Das Gewirr kleiner Gässchen, das sich hinter dem alten Boudewijnturm auftat, lud zwar dazu ein, unterzutauchen, wurde aber zu gut bewacht. Die spanischen Soldaten hatten Absperrungen errichtet und trieben jeden Stadtbewohner, der zu entkommen versuchte, mit Schlägen und Tritten auf den Rathausplatz zurück. Dort wurden sie von ihren Nachbarn beschimpft. Sollte ein Blutbad vermieden werden, musste das Volk dem Statthalter gehorchen.

Griet Marx stand weit hinten im Gedränge. Eingepfercht zwischen schwitzenden Leibern, bekam sie kaum Luft. Neben ihr stand ihr Schwiegervater Frans, der krank war und sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt. Sooft der Schreiber den Mund aufmachte, um einen Namen in die Menge zu rufen, bemerkte sie, wie der Alte erschrocken zusammenfuhr. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben.

Griet sprach ihm leise Mut zu, fühlte sich aber selbst voll-

kommen hilflos. Frans Marx war Teppichweber, über viele Jahre war er allerdings auch Ratsherr der Stadt gewesen. Mittlerweile war er ein alter, gebrechlicher Mann. Griet konnte sich nicht vorstellen, dass die Spanier von ihm etwas wollten.

Griet zog sich mit dem alten Mann zusammen vorsichtig unter das Vordach des Brunnens zurück, wo sie Schutz vor dem Regen zu finden hoffte. Griets Schwiegermutter Hanna hatte sich hier bereits einen Platz erkämpft. Bei ihr befanden sich Griets kleiner Sohn Basse sowie dessen Kinderfrau Beelken. Sie sahen mitgenommen aus. Kurz vor Tagesanbruch hatten vier Soldaten sie aus dem Haus gezerrt und unter Flüchen und Drohungen durch die Gassen gejagt. Die Söldner hatten sie nicht beraubt, waren aber auch keineswegs sanft mit ihnen und ihrer Habe umgesprungen. Frans Marx hatte einen Stiefeltritt in den Bauch abbekommen, weil er nicht schnell genug aufgestanden war, und Beelken, die es gewagt hatte, Basses Milchkrug hinter ihrem Rücken zu verstecken, hatten die Kriegsknechte das dünne Unterkleid mit dem Degen zerfetzt, bis Blut über ihren Bauch gelaufen war. Griet hatte in dem Durcheinander nur noch Zeit gefunden, ihre Witwenhaube vom Haken zu reißen und ihr langes, kupferrotes Haar darunter zu verbergen, bevor einer der Söldner auf sie aufmerksam werden konnte.

Sie musste an ihren Mann Willem denken. Willem, einer der begabtesten Teppichweber Flanderns, hatte innerhalb seiner vier Wände zu heftigen Wutausbrüchen geneigt. Wäre er noch bei ihnen gewesen, hätte er sich den Kriegsknechten nicht kampflös ergeben. Mit bloßen Fäusten hätte er sich auf die Männer gestürzt, hätte auf sie eingepregelt und somit das Todesurteil für die gesamte Familie unterschrieben. Zeit seines Lebens war er gedankenlos gewesen. Stark wie ein Bär und geschickt bei allem, was er anfasste, aber gedankenlos. Griet wusste nicht, ob sie dem Himmel dafür danken oder ihm zürnen

sollte, dass er ihr in dieser Zeit der Not, des Krieges und Auf-  
ruhrs den Ehemann genommen und sie mit dem kleinen Basse  
allein zurückgelassen hatte. Und mit Frans Marx, der sich dicht  
an sie drängte. Auf Frans konnte sie nicht zählen; der Kum-  
mer um den Verlust seines einzigen Sohnes hatte ihn krank ge-  
macht.

Griet blickte sich um. Ihre Anverwandten standen zitternd  
beisammen und starrten sie an, als erwarteten sie ausgerechnet  
von ihr Trost. Warum von ihr? Sie war immer für schwach und  
kränklich gehalten worden, die Freunde ihres Mannes hatten  
sie als Edelfrau verspottet, die nicht zupacken konnte und da-  
her als Meisterin in einer Manufaktur ungeeignet war. Weder  
Frans noch sein Sohn hatten ihr nach der Geburt des Kindes er-  
laubt, sich mit dem Handwerk zu befassen, obwohl sie mehr von  
der Kunst der Teppichweberei und dem Handel mit Verdüren  
verstand als die meisten Zunftgenossen. Auch ihrer Schwieger-  
mutter war sie immer nur im Weg gestanden. Erst als Willem  
mit anderen jungen Männern auf die Stadtmauer geschickt  
worden war, hatte Frans ihr erlaubt, in den Auftragsbüchern  
nach dem Rechten zu sehen und sich bei den Webstühlen um  
alles zu kümmern, sodass die Produktion weitergehen konnte.

Mit Begeisterung hatte sie sich in die Arbeit gestürzt. Seit sie  
als kleines Mädchen zum ersten Mal eine Manufaktur betreten  
hatte, liebte sie die Vielzahl bunter Garne, die Seide und die fei-  
nen Gewebe, die zur Herstellung von Wandbehängen verwen-  
det wurden. Dann war Willem verletzt nach Hause gebracht  
worden, ein feindliches Geschoss hatte ihn am Kopf getrof-  
fen. Eine Weile hatte er noch gegen das Wundfieber gekämpft,  
doch nachdem der Priester gegangen war, der das Sakrament  
der letzten Ölung gespendet hatte, war Griet klar geworden,  
dass Willem sterben würde. Kurz nach seinem Tod fiel auch die  
Stadt. Den abschließenden Kampf um die Brücke, die Spre-

gung des Haupttores und den nur wenig später aufbrausenden Lärm vor ihren vernagelten Fenstern hatte Griet wie einen bösen Traum wahrgenommen. Während ihre Angehörigen durcheinandergeschrien hatten, war sie an Willems Sterbebett sitzen geblieben und hatte das blasse Licht der Totenkerze angestarrt. Es war von Anfang an töricht gewesen, auf den Bürgermeister zu vertrauen, der geglaubt hatte, die spanischen Truppen vertreiben zu können. Natürlich gab es noch einige Städte in Flandern und Brabant, die dem König Widerstand leisteten, aber diese verfügten über erfahrenes Kriegsvolk, Waffen und starke Befestigungsanlagen. In Oudenaarde verstand man sich auf Tuchmacherei und Kunsthandwerk, wie man Stadtmauern verteidigte, wusste niemand im Schöfferrat.

Gegen Abend zündeten die Spanier Öllampen und Fackeln an, mit denen sie ihre Gefangenen in Schach hielten. Ihr Schein tauchte den Platz und das hohe, stolze Rathaus in ein mildes Licht. Einige aus der Gruppe begannen zu schwanken, sie konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten. Doch sobald jemand auf das Pflaster sank, war ein Soldat zur Stelle, der ihn mit Lanzenstößen zwang, wieder aufzustehen.

Griet presste die Lippen aufeinander. Wann immer die Wachen gerade wegschauten, schöpfte sie eine Handvoll Wasser aus dem Brunnen, um Basse trinken zu lassen. Wie so oft, wenn Griet unruhig wurde, spürte sie auch an diesem Abend ein unheilvolles Ziehen und Brennen in ihrem rechten Arm. Er hing schlaff an ihrem Körper herab, als gehörte er nicht zu ihr. Kein Wundarzt hatte ihr je erklären können, warum sie in ihm keine Kraft hatte. Nach ihrer Hochzeit war sie im ganzen Land umhergereist, um sich von gelehrten Männern untersuchen zu lassen, und war doch nur jedes Mal bitter enttäuscht nach Hause zurückgekehrt. Dann hatte Willem ihr verboten, weitere Heilkundige aufzusuchen. Er befahl ihr, sich damit abzufinden, dass

ihr Arm verkrüppelt war. Also fügte sie sich in ihr Schicksal. Bei der Hausarbeit gingen ihr Mägde zur Hand, und ihre Pflichten im Ehebett konnte sie auch mit einem Arm erfüllen. Ingeheim war Griet jedoch die Befürchtung nie ganz losgeworden, Willem könnte sie wegen ihrer Behinderung nicht als vollwertige Frau ansehen, sondern lediglich als liebgewonnenen Gegenstand dulden.

Bei dem Gedanken an Willem ließ Griet die Hand ihres Schwiegervaters los. Trotz ihres eigenen Unwohlseins entging ihr nicht, wie die Aufregung ihres Schwiegervaters wuchs. Sie musste an die zehn Männer denken, die ins Rathaus geschleppt worden waren. Dies war nun schon Stunden her. Offenbar waren sie als Geiseln ausgewählt worden, um der stolzen Bürgerschaft beizubringen, wer von nun an in Oudenaarde das Sagen hatte. Oder um mitzuteilen, wie hoch das Lösegeld war, das Farnese aus der Stadt herauszupressen gedachte. Reichte es Farnese, um seine Soldaten bezahlen zu können, kam die Stadt vielleicht glimpflich davon. Vorausgesetzt, die Ratsherren unterwarfen sich und benahmen sich nicht so verstockt wie Osterlamm. Als Griet diese Vermutung ihrem Schwiegervater zuflüsterte, traf sie ein leichter Rippenstoß, der sie gegen ihre Schwiegermutter prallen ließ.

«Was soll das?», beschwerte sie sich bei der Frau, die sich mit ausgebreiteten Ellenbogen an ihr vorbeidrängte. «Könnt Ihr nicht aufpassen?» Die Frau mit dem groben Gesicht kam ihr bekannt vor, sie gehörte zu den Marktkrämerinnen, die vor der Lakenhalle, dem alten Gildehaus der Tuchmacher, oder am Fleischhaus Wurst auf langen Planken verkauften.

«Ihr gehört doch zu denen, nicht wahr?», zischte die Frau. «Euretwegen versauern wir hier, und Gott allein weiß, ob die Spanier uns gehen lassen oder aber niedermetzeln wie die armen Teufel in Antwerpen. Ich war dort vor sechs Jahren, mit-

tendrin in dieser Hölle aus Feuer und Tod. Ich weiß, wovon ich rede. Man sollte Euch einen Kopf kürzer machen, weil Ihr die Tore nicht früher öffnen lassen wolltet.»

Griet holte tief Luft. Was fiel der unverschämten Frau ein? Sie wollte erwidern, dass das alles Hirngespinnste seien und niemand etwas zu befürchten habe, der den Anordnungen der Spanier folgte. War es nicht ein gutes Zeichen, dass Alessandro Farnese seinen Söldnern die Erlaubnis zur Plünderung verweigert hatte, nachdem die Stadttore gefallen waren? Seither waren zwei Tage vergangen. Zwei volle Tage, in denen nicht eine Tür aufgebrochen worden war. Nachdem das spanische Fußvolk und die Reiterei das südliche Stadttor eingenommen hatten und in die Stadt eingedrungen waren, um Türme, Bastionen sowie das alte Kastell zu besetzen, hatten sie gleich darauf einen Boten losgeschickt. Er war durch die Hoogstraat, die Nederstraat und die Viertel am Hafen der Schelde gezogen, um den verunsicherten Bürgern von Oudenaarde zu verkünden, dass keinem etwas zustoßen würde, der in seiner Stube blieb. Lediglich ihre Musketen und Degen mussten sie vor die Tür werfen und sich ruhig verhalten.

«Ihr Tuchmacher werdet mit den Spaniern verhandeln und dann Euren Geldsack öffnen, damit Eure Häuser und Kornspeicher verschont bleiben», ereiferte sich die Frau. «So ist das doch schon immer gewesen. Der Dukatensack regiert das Land. Aber was wird aus uns? Uns bleibt nur der Bettelsack, wenn wir nicht bezahlen können, was die Spanier verlangen.»

Ein paar Leute, ihrer Kleidung nach Gerber aus den ärmeren Vierteln, nickten zustimmend. Erschöpft und verängstigt wandten sie sich nun gegen diejenigen, die sie für die Niederlage der Stadt verantwortlich machten. Dabei war der alte Marx stets bemüht gewesen, sich aus dem Streit der Parteien im Rat herauszuhalten. Er und seine Frau besuchten sonntags die

Messe und hatten darauf bestanden, dass ihr Enkel in die Register der Sint-Walburgakerk aufgenommen worden war, obwohl sie insgeheim mit dem Glauben der Calvinisten sympathisierten. Marx hatte auch nicht dafür gestimmt, dass die Stadt dem Prinzen Farnese Widerstand leisten sollte, seinen Sohn hatte er nur widerstrebend auf die Mauern gehen lassen. Das alles schien in dieser Stunde der Not keine Rolle mehr zu spielen. Griet stockte der Atem, als zwei Soldaten sich einen Weg durch die Menge bahnten. Sie steuerten geradewegs auf Frans Marx zu und nahmen ihn fest, ohne auf Griets Protest zu achten. Jemand musste verraten haben, dass auch er zu den Ratsherren gehörte.

Lange Zeit geschah gar nichts. Die Wartenden mussten weiter auf dem Platz ausharren, nach einer Weile erlaubten die spanischen Soldaten immerhin, dass ein paar Frauen Wasser aus dem Brunnen schöpften. Dann bemerkte Griet, wie sich mehrere Karren ihren Weg durch die Menge bahnten. Sie waren mit Wandbehängen beladen, deren Seidenfäden im Licht der untergehenden Sonne grünlich schimmerten. Vor dem Eingang sprangen Diener herbei, um die kostbaren Stücke abzuladen und ins Rathaus zu schaffen. Griet hielt die Luft an, als sie auch Bordüren aus der Manufaktur ihrer Familie erkannte.

Hanna Marx stellte sich mit gefalteten Händen neben ihre Schwiegertochter. «Sie werden Frans und den anderen Herren doch nichts antun?», fragte sie ängstlich. «Der Statthalter ist ein vernünftiger Mann, das hört man doch überall. Er wird den Ratsherren ins Gewissen reden und sie dann entlassen, nicht wahr?»

Griet gab eine ausweichende Antwort, die ihre Schwiegermutter aber zu beruhigen schien. Sie stellte keine Fragen mehr, die Griet ohnehin nicht beantworten konnte. Griet war froh darüber, denn sie befürchtete, dass die Stadt doch nicht so glimpflich davonkommen würde. Um die alte Frau abzulenken,

fragte sie, was es mit den Wandbehängen auf sich hatte, die ins Rathaus gebracht worden waren.

«Ich weiß es nicht», erwiderte Hanna. «Ich habe nur gehört, dass die Teppiche in der Kapelle des Spitals hinter dem Kloster St. Magdalena aufbewahrt wurden. Frans sagte, sie seien alles, was wir dem Statthalter bieten könnten. Die Verteidigung der Stadt hat den Rat mehr Geld gekostet, als wir dachten. Und Antwerpen und Gent blieben uns bis heute die versprochene Hilfe schuldig.» Ihre Augen füllten sich mit Tränen. «Ach, ich glaube, das Weib vorhin hatte nicht ganz unrecht. Hätten wir uns doch nur gleich ergeben und die Tore freiwillig geöffnet. Willem würde noch leben. Die Spanier sind zornig, weil sie so lange vergeblich gegen unsere Mauern angerannt sind und dabei viele ihrer Söldner verloren haben. Es war ein Fehler, sich gegen die spanischen Habsburger zu erheben, nur weil der Adel aus dem Norden seine alten Privilegien bedroht sah. Was haben wir mit denen zu schaffen? Wir sind nur einfache Weber und Tuchmacher.»

Griet schluckte. Jetzt konnte sie für Frans und die anderen nur hoffen, dass der Statthalter sich ebenso für Wandteppiche begeisterte wie König Philipp. Mitten in ihren düsteren Gedanken erschien der Statthalter an einem der obersten Fenster des Rathauses. Er rief der Menge etwas zu, was Griet aber nicht verstehen konnte. Als Nächstes hörte sie einen gellenden Schrei und sah, wie etwas aufblitzte. Dann schoben mehrere Hände einen zusammengerollten Teppich aus dem Fenster. Als dieser sich plötzlich bewegte, ertönten mehrere Aufschreie. Zu ihrem Entsetzen erkannte Griet, dass die Spanier einen Mann in den Wandbehang eingerollt hatten. Hilflos musste er nun ertragen, Stück um Stück über die Brüstung hinausgeschoben zu werden.

Barmherziger Gott, dachte Griet, als ihr klar wurde, was der Statthalter sich ausgedacht hatte. Sie sah, wie ein Seil um ein

Teppichende gebunden und die Schlinge an einer der beiden Fahnenstangen unterhalb der Fensterbrüstung befestigt wurde. Wenige Augenblicke später baumelte der Mann hilflos und für jedermann sichtbar an der Fassade des Rathauses. Obwohl der in den Teppich Eingerollte nicht sehen konnte, wo er sich befand, schien er zu spüren, dass er mehrere hundert Fuß über dem Pflaster in der Luft hing. Er fing sich hektisch zu bewegen an, doch damit erreichte er nur, dass die Schlinge immer näher auf das Ende der Stange zu rutschte.

Griet erschauerte, während Hanna neben ihr panisch die Hände rang. Ihre Lippen formten lautlos den Namen ihres Mannes.

Großer Gott, durchfuhr es Griet. War er es? Steckte Frans in dem Teppich?

Um sie herum begann sich Widerstand gegen das brutale Vorgehen des Statthalters zu regen. In flämischer und auch in spanischer Sprache wurden Flüche ausgestoßen. Nur wenige Schritte von Griet entfernt hoben einige junge Burschen Steine und Erdklumpen auf und warfen sie auf die Rathausfenster und die spanischen Soldaten. Griet wurde angerempelt und grob gegen den Brunnenrand gedrückt. Mit ihrem lahmen Arm hatte sie der aufgebrachten Menge wenig entgegenzusetzen. Beelken kämpfte sich mit Basse zu ihr durch, das Gesicht des Mädchens war kalkweiß. Basse schrie wie am Spieß und streckte seine Ärmchen nach Griet aus, doch sie fühlte sich zu schwach, um den Jungen auf den Arm zu nehmen.

«Stell dich hinter mich», rief sie Beelken zu. Obwohl sie wusste, dass dies im Falle einer Panik nicht viel nützen würde, schob sie die Kinderfrau näher an den Brunnen heran. Dann blickte sie wieder zu den Fenstern hinauf. In der Schöffenstube, hinter den winzigen Butzenscheiben, glaubte sie, einen hellen Feuerschein wahrzunehmen.

«Seht, sie verbrennen ihn», kreischte eine Frau vor ihr und deutete hinauf. «Gott sei seiner Seele gnädig!» Aus dem Fenster fuhr eine Faust mit einer Fackel heraus und berührte den Wandteppich, der sogleich Feuer fing. Der Mann im Innern des Teppichs stieß verzweifelte Schreie aus, die aber von dem anhaltenden Lärm auf dem Platz und einer Anzahl von Fanfarenstößen übertönt wurden. Wenige Augenblicke später riss das Seil, und der Teppich fiel auf den Platz hinunter. Kreischend sprangen die Menschen auseinander, um nicht von dem brennenden Wandbehang erschlagen zu werden.

Griet rührte sich nicht; ihre Füße schienen sich in Blei verwandelt zu haben. Erschüttert sah sie mit an, wie ein weiterer verschnürter Teppich über die Fensterbrüstung gehoben und in die Tiefe geworfen wurde, und dann noch einer und noch einer. Jeder Aufprall wurde von Entsetzensschreien aus der Menge begleitet.

Längst hatten die jungen Burschen ihren Widerstand gegen die spanischen Wachsoldaten eingestellt; statt sich weiter nach Steinen zu bücken, standen sie nun kleinlaut beisammen oder tauchten gleich ganz in der Menge unter. Griet vermochte nicht zu sagen, wie lange das Strafgericht dauerte; als der Herzog schließlich wieder am Fenster erschien und die Urteile über die aufsässigen Ratsherren für vollstreckt erklärte, war sie einer Ohnmacht nahe. Mit letzter Kraft zwang sie sich, nach ihrer Familie Ausschau zu halten. Sie fand Beelken auf die Knie gesunken, Basse fest umklammernd. Die junge Frau drückte seinen Kopf gegen ihre Brust, um den Jungen von den Geschehnissen abzuschirmen. Er wimmerte leise und versuchte, sich aus Beelkens Griff zu befreien, doch es schien ihm nichts zu fehlen. Griet beugte sich zu ihm hinunter und streichelte ihm über den Kopf.

Als die Soldaten den Familien und Freunden erlaubten, die Leichen der Ratsmitglieder auf Karren zu laden und wegzubrin-

gen, taumelte Hanna Marx schluchzend auf Griet zu. Sie wollte nicht allein zum Rathaus hinübergehen, um unter den Toten nach Frans zu suchen.

Griet musste ihre Schwiegermutter stützen, die Beine der alten Frau zitterten so stark, dass sie kaum vorwärtskam. Dabei bemühte sie sich verzweifelt, den Qualm zu ignorieren, der von den Überresten des ersten Hingerichteten aufstieg. Hastig schlug sie einen Ärmel vors Gesicht. Doch der schreckliche Gestank schien sich sofort in ihr Gewand, in ihr Haar, ja selbst in ihre Haut einzunisten. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Coen und Adam, die Söhne des Bürgermeisters, mit Hilfe eines Knechts ein Brett herbeischleppten. Vor dem verbrannten Teppich legten sie es nieder. Adam zog etwas aus dem Aschehaufen, das wie ein Ring aussah, und zeigte es seinem jüngeren Bruder Coen, der nach Luft schnappte, bevor er langsam dem Knecht zunickte. Die beiden jungen Männer, deren Leben sich, wie allseits bekannt war, bislang nur um Wirtshäuser und das weibliche Geschlecht gedreht hatte, standen wie betäubt vor den Überresten ihres Vaters. Griet erinnerte sich an den Ring, den der Bürgermeister stolz am Finger getragen hatte. Auf ihm war das Wappen der Stadt eingraviert, eine Initiale, die wie eine Brille aussah und zu Weisheit und Vorsicht mahnen sollte.

Der Anblick der trauernden Menschen, mit denen sie schon so lange in Nachbarschaft lebte, erfüllte Griets Herz mit tiefem Kummer. Wie würde Hanna es verkraften, wenn sie auf Frans stießen? Wie viele Wandbehänge würden sie aufrollen müssen, bevor sie seinen blutigen Leichnam fanden?

Am liebsten wäre Griet fortgelaufen und in der Nacht untergetaucht, aber sie konnte Hanna unmöglich allein lassen. Warum bei allen Heiligen hatte Alessandro Farnese die Männer so hart bestraft? Gewiss, Osterlamm war kein angenehmer Mensch gewesen. Als eifernder Calvinist hatte er zugelassen,

dass Kirchen und Klöster entweiht, Kunstwerke von großem Wert zerstört und missliebige Ordensleute aus der Stadt vertrieben worden waren. Kaum drei Jahre war es her, dass Osterlamm und seine Söhne bewaffneten Rebellen aus Gent die Stadttore geöffnet hatten. Diese hatten den alten Schöffenrat, der mehrheitlich aus Katholiken bestand, davongejagt und einen neuen eingesetzt, der jeder Entscheidung zustimmte, die Osterlamm traf. Ebenso hatte er das verhängnisvolle Bündnis mit den sieben nördlichen Provinzen und den Truppen des Rebellen Wilhelm von Oranien vorangetrieben. In den Augen des spanischen Königs galt das als unerhörter Verrat, der nun grausam bestraft worden war. Dennoch empfand Griet es als geradezu teuflisch, den gesamten Rat aus den Fenstern des eigenen Rathauses zu Tode stürzen zu lassen. In Wandteppichen, die aus den Manufakturen der Verurteilten stammten. Griet zitterte, als sie sich das listige Lächeln des neuen Statthalters in Erinnerung rief.

Farnese war ein herzloses Ungeheuer, keine Frage. Er und seine Soldaten waren ebenso für Willems Tod verantwortlich wie für den der Ratsherren, und nun hatte er ihr auch noch den Schwiegervater genommen. Ohne ihn würde die Teppichweberei den nächsten Winter nicht überstehen.

«Lass uns weitersuchen», bat Hanna Marx, die Griets Zögern bemerkt hatte. «Frans war mir viele Jahre lang ein guter Mann. Er verdient es, dass wir ihm die letzte Ehre erweisen.» Hanna hatte kaum zu Ende gesprochen, als sie sich mit einem Schrei an den Hals griff. Dann stürzte sie auf eine Gestalt zu, die bleich, aber unversehrt aus der Rathaustür trat, und fiel ihr laut weinend um den Hals.

Es war Frans Marx. Er lebte.